



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gissing, George: Englische Eigenart : Übersetzt und bearbeitet von Brix
Förster. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

als die vorhandenen wissenschaftlichen Wahrheiten, die künstlerischen und technischen Vorbilder in unzähligen Kopien mit Variationen zu wiederholen. Seine letzte Leistung bestand darin, mit seinem Staate dem Christentum das Vorbild zu seiner kirchlichen Organisation zu leihen, der dann die Barbaren die neue Lebenskraft zuführten. Die heutige Menschheit sieht sich durch die fortschreitende Beherrschung der Naturkräfte vor neue, fast täglich wechselnde Aufgaben gestellt, die neue Ausichten eröffnen, die Lust zum Vorwärtstreben wecken, den Unlustigen zum Streben und Arbeiten zwingen und damit den Geist jung erhalten, auch den philosophischen und theosophischen Grübeleien ihr Gefährliches nehmen, weil der Zwang zur Arbeit die Mehrzahl hindert, sich ihnen ganz und gar hinzugeben, und weil uns die Naturwissenschaft von der Herrschaft des Aberglaubens erlöst hat. Aber wo immer dem einzelnen Stunden der Muße vergönnt sind, da erwacht auch das metaphysische Bedürfnis wieder, das nur der Glaube befriedigen kann, weil die Philosophie in Beziehung auf die letzten Fragen heute so bankrott ist wie damals, als Lucian dem Hermotimus die Augen öffnete. Und Tod und Leiden sind, obwohl durch den Kulturfortschritt in mancher Beziehung gemildert, nicht überwunden, weshalb die Menschheit immer noch der christlichen Hoffnung bedarf. Endlich hat die Kirche jene Gesundheitsregeln, die edle Völker von jeher instinktiv als religiöse Vorschriften befolgt hatten, zu bewußten und als vernünftig erkannten Grundsätzen der Kulturwelt erhoben, und diese wird sich davor hüten, sich von der religiösen Wurzel loszureißen, der sie entsprossen sind.

Carl Jentsch



Englische Eigenart

Von George Gissing. Übersetzt und bearbeitet von Brig Förster

3



Im Jubiläumsjahr kam es zutage, welche großen Kulturfortschritte der gemeine Mann seit mehreren Jahrzehnten gemacht hat. Denn überschaut man den Zeitraum von sechzig Jahren, so läßt sich nicht leugnen, daß mancherlei im Leben der niedern Klasse besser geworden ist. Sie haben zwar recht oft ihre Dickhädel aneinander gestoßen, doch an der Gurgel packten sie sich nicht, und aus Zank und Streit zogen sie immer einen greifbaren Nutzen. Sie sind reinlicher geworden und weniger dem Trunk ergeben; in allen Schichten hat die Noheit ab- und die Bildung in jeder Weise zugenommen; gewisse alberne Gebräuche wurden abgeschafft; mancherlei Elend, das Nachlässigkeit und Dummheit verschuldeten, ist verschwunden. Das sind freilich nur Besserungen in einzelnen Zweigen des

Volksebens; ob sie die Anzeichen eines dauernd soliden Fortschrittes in allgemeiner Kultur sind, läßt sich noch nicht entscheiden. Wie dem auch sei, jedenfalls hat der Mann aus dem Volke Ursache genug zum Jubilieren; auch besitzt er Verständnis für den materiellen Aufschwung seiner Zeit und weiß ihn zu schätzen, während für ihn die Streitfrage über den ethischen Wert der verflochtenen Periode entweder gar nicht existiert oder vollkommen unbegreiflich ist.

Laßt immerhin die Freudenfeuer auf den Hügeln Englands die Nacht durchleuchten! Sie sind kein Zeichen serviler Liebedienerei oder gar käuflichen Enthusiasmus. Das Volk bejubelt sich selbst, doch gedenkt es dabei mit aufrichtigem Dankgefühl jener Person, die der Repräsentant seines Ruhmes und seiner Größe ist. Während einer langen Periode hat die konstitutionelle Verfassung des Staates die Probe glänzend bestanden. Man schaue auf die Geschichte anderer Königreiche zurück, und man wird gewahr werden, wie selten es sich ereignet hat, daß Fürst und Volk miteinander über unblutig errungne Siege Triumphe feierten.

Ist es wahr, daß das Laster der Heuchelei den Engländern tief im Fleisch und Blute sitzt? Der Vorwurf stammt natürlich aus der Zeit der Rindköpfe; vorher fand sich nicht eine Spur davon im Nationalcharakter. Das England Chaucers und Shakespeares war gewiß nicht heuchlerisch. Ein Wandel trat durch den Puritanismus ein; er flößte dem Volkskörper einen neuen Stoff ein, der später als eingebürgerte Scheinheiligkeit in Moral und Religion dem objektiven Beobachter mehr oder weniger deutlich erkennbar wurde. Die damalige Geringschätzung des „Kavaliers“ ist leicht verständlich; sie schuf den traditionellen Cromwell, der so lange in den Augen der ganzen Welt als unser ärgster Heuchler galt, bis Carlyle Widerspruch dagegen erhob. Mit dem Verfall des reinen und ursprünglichen Puritanismus kam das Paradiereien mit Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit — eine englische Spezialität — in die Mode. Auch heutzutage noch wird uns dieser Vorwurf beständig gemacht; er kommt häufig aus dem Munde unsrer emanzipierten Jugend, er erscheint in Stereotypdruck als tägliche Warnung in der kontinentalen Presse. Die Ursache ist leicht zu entdecken. Als Napoleon uns ein Krämervolk nannte, waren wir es am allerwenigsten; erst später sind wir es im wahren Sinne des Wortes geworden. So wurden auch mit Unrecht die Puritaner Heuchler genannt, während die Engländer der Gegenwart viel mehr diesen Schimpf verdienen. Man sehe sich nur unsre üppigen Geschäftsleute an: sie sind durchaus nicht skrupulös im Handel und Wandel, lassen aber keine Gelegenheit vorübergehen, alle Welt glauben zu machen, sie seien ein Muster von Moralität und Religiosität. So geht es bei uns tatsächlich zu; so sieht England aus in den Augen unsrer schärfsten Zensoren. Dies rechtfertigt alle, die uns der Heuchelei beschuldigen.

Doch ist das Wort nicht geschickt gewählt; man merkt ihm an, daß es auf einem Mißverständnis beruht. Das Charakteristische eines echten Heuchlers besteht darin, daß er sich einer löblichen Eigenschaft rühmt, die er nicht hat,

und auf die er nichts gibt, weil er gar nicht die Fähigkeit hat, sie sich anzueignen. Seine eigne Weltanschauung — und gewöhnlich hat er eine, da er ein Mann von Verstand ist — behält er für sich; sie ist immer verschieden von der Weltanschauung derer, denen er etwas vorheuchelt. Tartüff ist das beste Beispiel. Er ist aus Grundsatz Atheist und Sensualist; er blickt verächtlich auf alle, die eine andre Auffassung vom Leben haben. Seine Denkweise trifft man bei Engländern höchst selten an; sie bei unsern typischen Geldmenschen anzunehmen, weil sie von frommen Sentimentalitäten überfließen, wäre ganz verkehrt. Der gewöhnliche ausländische Journalist begeht diesen Irrtum, da er von englischen Zuständen so viel wie nichts versteht. Die besser Unterrichteten von ihnen gebrauchen das Wort „Heuchelei“ — wenn sie es überhaupt in den Mund nehmen — nur obenhin, ohne an den eigentlichen Sinn zu denken. Behandeln sie den Gegenstand eingehender und drücken sie sich präziser aus, so charakterisieren sie das englische Wesen als „pharisäisch“ — und damit kommen sie der Wahrheit näher.

Unser Nationalfehler ist Selbstgerechtigkeit. Wir sind wesentlich ein alttestamentarisches Volk; das wahre Christentum hat niemals Eingang in unsre Herzen gefunden; wir sehen uns als das auserwählte Volk Gottes an, und wir vermögen trotz unsrer kirchlichen Frömmigkeit niemals demütigen Geistes zu werden. Das macht uns aber nicht zu Heuchlern. Ein Prahlhans von Parvenü, der eine Kirche baut, opfert nicht allein deswegen große Summen, damit er hohes Ansehen gewinne, sondern auch weil er in seiner beschränkten kleinen Seele den Glauben hegt, wenn er überhaupt einen hat, er tue damit ein gottgefälliges und für die Menschen segensreiches Werk. Mag er für jedes Goldstück, das er erworben, hundertmal gelogen und betrogen, mag er sein Leben mit unsaubern Geschäften beschmutzt und aus Hartherzigkeit und in Niedertracht mancherlei verbrochen haben: er tat es im Widerspruch mit seinem Gewissen. Sobald sich eine Gelegenheit darbietet, sucht er seine Sündenschuld nach den Vorschriften seines Glaubens und zugleich in der Weise zu tilgen, daß er des Beifalls der öffentlichen Meinung gewiß ist. Seine Religion besteht — wenn man genau zusieht — in dem unerschütterlichen Glauben an seine eigne Religiosität. Und zugleich pocht er darauf, als Engländer die einzig echte Frömmigkeit und Moralität zu haben. Daß er hie und da auf Abwege geraten, gibt er zu, nie aber (dabei macht er vielleicht eine schlaue, etwas verdächtige Miene), daß er jemals seinem Glauben untreu geworden sei. Wenn er bei öffentlichen Dinern und ähnlichen Festlichkeiten seine Stimme zu salbungsvollen Tönen erhebt, steckt hinter seiner Rede nicht die geringste Heuchelei. Er glaubt jedes Wort, das er spricht. Wird er überschwenglich gefühlvoll, so drückt er nicht individuelle Empfindungen, sondern die eines Engländers überhaupt aus, wobei er fest überzeugt ist, daß seine Zuhörer warmherzige Anhänger seiner Gesinnung sind. Er ist, wenn man will, ein Pharisäer, aber nicht in subjektivem Sinne. Ein Mann, der durch und durch Pharisäer ist, ist eine andre

Art von Menschen. Solche gibt es wohl auch in England, aber sie sind nicht typisch für die englische Nation. Jener salbungsvolle Schwadronneur ist ein Pharisäer mindern Grades; er nimmt schlauerweise Rücksicht auf diejenigen seiner Landsleute, die einen andern dogmatischen Glauben haben als er. Ein echter Pharisäer wird er nur dem Ausländer gegenüber; das hält er für seine Pflicht; er fühlt sich als Repräsentant der Nation.

Am meisten vielleicht wird das Wort „Heuchelei“ in bezug auf unsre sexuelle Moralität angewandt, doch auch hier in besonders ungerechter Weise. Viele Engländer haben den offiziellen Kirchenglauben abgeschüttelt, doch sehr wenige haben die Meinung aufgegeben, daß die in England allgemein geltenden Moralprinzipien die besten der Welt seien. Dem kann man freilich ohne weiteres entgegenhalten, daß das Leben der englischen Gesellschaft um kein Haar fleckenloser ist als das in den meisten andern Ländern. Geben doch Skandale der gemeinsten Art häufig genug Stoff zur Verhöhnung der gerühmten englischen Sittlichkeit. In den Straßen unsrer Großstädte entwickelt sich zur Nachtzeit ein so scheußliches und schamloses Treiben, wie es sonst nirgends angetroffen wird. Trotz alledem nimmt der Durchschnittsengländer für ausgemacht an und posaunt es bei jeder Gelegenheit auf Kosten der übrigen Völker aus, daß seinem Lande, was die Moralität betrifft, die Krone gebühre. Ihn deswegen aber einen Heuchler zu nennen, beweist, daß man ihn nicht gründlich kennt. Er mag für seine Person grobsinnlich und lax von Sitten sein, die Tugendhaftigkeit gilt ihm doch als ein sehr wertvolles Gut. Man sage ihm, die englische Moralität existiere nur in schönen Redensarten, und er wird aufs äußerste sittlich entrüstet sein. Seine Selbstgerechtigkeit ist großartig, aber nicht aus persönlicher, sondern aus nationaler Eitelkeit.

Die Feier des Jubiläumsjahrs lenkte meine Gedanken auf das Wesen und die Geschichte des Puritanismus. In der Freude über die endlich erlangte Befreiung von allen Förmlichkeiten, die keinen Sinn mehr hatten, war es natürlich, daß wir die Ereignisse jener Zeitperiode als Ausbrüche eines blindwütigen Fanatismus ansahen; wir stimmten dem treffenden geflügelten Worte bei, damals sei der englische Geist ins Gefängnis geworfen und der Schlüssel abgezogen worden. Heute, wo wir wissen, daß die Freiheit ebenso gefährlich werden kann wie eine gewaltfame Reaktion, sollten wir uns erinnern, wie viel Heilsames in der strengen puritanischen Zucht enthalten war, wie sie das geistige Leben in unserm Volke neu angefaßt und wie sie unsre staatsbürgerliche Freiheit — unser höchstes nationales Gut — begründet hat. Ein Zeitalter voll von Triumphen des Geistes muß entschädigen für den allgemeinen Niedergang, der jenen folgt. Man denke an das bigotte England unter der Herrschaft der Stuarts, wo kein anderer Glaube geduldet wurde als der Protestantismus der Tudors; man denke an die englische Literatur unter der Führung eines Cowley, da noch der Name Milton unbekannt war. Wahrlich! der Puritaner kam als Arzt, er brachte ein erfrischendes Elixier mit, gerade zu der Zeit, wo unmittelbar

nach dem höchsten nationalen Aufschwung Abspannung und Stumpfheit überall um sich gegriffen hatten. Man kann bedauern, daß England der wahren Religion den Rücken kehrte, indem es die Bücher Israels zur Richtschnur nahm. Die plötzliche Leidenschaft unsers Volkes für die starre Theokratie der Orientalen läßt sich wohl erklären; aber man wünscht doch, die Frömmigkeit wäre in einer andern Form zum Ausdruck gekommen. Später folgte der „Exodus von Houndsditch“ mit all seinem Elend. Dieser Preis mußte für die Gesundung der Geister bezahlt werden. Wir müssen die Tatsachen hinnehmen, wie sie waren, und uns mit der Erkenntnis zufriedengeben, daß sie für eine bessere Zukunft von großer Bedeutung gewesen sind. Geistige Gesundheit bleibt — wenn man von der Menschheit im allgemeinen spricht — immer ein relativer Begriff. So war im speziellen Fall das puritanische England — wenn man es vom Standpunkt einer wirklichen Zivilisation beurteilt — krank zum Erbarmen; allein wir dürfen nicht fragen, wie viel besser ein Volk hätte sein können, sondern, wie viel schlechter. Die Puritaner bekannten sich, wenn auch unter einem andern Namen, zum Manichäismus, dem logischsten aller theologischen Systeme. Ohne ihre Auflehnung gegen die Staatsreligion wäre die sogenannte „Restauration der Moral“ — das heißt die Moral eines Königs und seines Hofes — über die ganze Nation durch die Dynastie der Stuarts verbreitet worden.

Unschätzbar ist, was der Puritanismus für die politische Entwicklung geleistet hat; es wird das deutlicher erkannt werden, wenn etwa England abermals von der Gefahr einer tyrannischen Herrschaft bedroht werden sollte. Ich will hier nur seine Wirkungen auf das soziale Leben betrachten. Dem Puritanismus verdanken wir eine für uns charakteristische Eigenschaft, die die Ausländer „englische Prüderie“ nennen, und die sie zugleich mit dem allgemein üblichen Vorwurf der Heuchelei in einen Topf werfen. Manche unter uns behaupten, die prüden Sitten seien im Absterben; man vernimmt das mit hoher Befriedigung und sieht es als ein Zeichen gesunder Emanzipation der Geister an. Wenn man aber als „prüde“ die Leute bezeichnet, die trotz ihrer heimlichen Laster ein höchst tugendhaftes Betragen affektieren und zur Schau tragen, dann mögen alle Prüden so schnell als möglich verschwinden, sollte auch die Sittsamkeit darunter leiden. Wenn dagegen als „prüd“ schon der verschrien wird, der aus Grundsatz und Liebhaberei und als Gentleman darauf achtet, das „Allzumenschliche“ mit äußerster Behutsamkeit im Denken und Sprechen zu behandeln, so halte ich das für sehr verkehrt und wünsche nicht, daß diese Art von Prüderie in Mißkredit käme. Sie ist es, die gewisse Ausländer als „englische Prüderie“, hauptsächlich des weiblichen Geschlechts, verspotten; wobei sie die Frauen nicht etwa wegen ihrer Keuschheit tadeln, sondern ihnen ihr zimperlich keusches Benehmen zum Vorwurf machen. Eine Engländerin, die das Muster einer Spröden ist, kann so rein sein wie Schnee und doch in dem Verdacht stehn, noch eine andre Eigenschaft des Schnees zu haben und deshalb ein ganz absurdes, unerträgliches Geschöpf zu sein. Das nun ist der Punkt,

wo sich meine Ansicht von der der Ausländer scheidet. Ich behaupte: wählerisch und gefittet in der Rede sein, rührt nicht direkt vom Puritanismus her, wie unsre Literatur zur Genüge beweist; es ist die Folge einer verfeinerten Zivilisation, die das Beste der puritanischen Maximen in sich aufgenommen und in Fleisch und Blut der Nation übergeführt hat. Wir Engländer, die wir unsre Frauen durch jahrelange Erfahrung kennen, wissen, daß ihre Achtsamkeit in der Wahl der Worte der veredelten Bildung ihres innersten Wesens entspricht. Landor fand es einen lächerlichen Zug in dem Charakter der Engländer, daß sie über alles, was ihren eignen Körper betrifft, nur schüchterne Anspielungen machen. De Quincey, um seine Meinung befragt, erklärte, ihm sei dies ein Beweis ungezwungenen Zartgefühls infolge des langen Aufenthalts in Italien. Ob seine Erklärung stichhaltig ist oder nicht, ich für meine Person glaube, De Quincey hat vollkommen recht. Es ist ganz gut, nur andeutungsweise von allem sprechen, was an das Tierische im Menschen erinnert. Wenn auch die Vermeidung jedes derben Wortes nicht an und für sich das Kennzeichen einer höhern Zivilisation ist, so strebt doch sicherlich jede vorwärts schreitende Zivilisation nach einer Verfeinerung im Ausdruck.

Großartig sind die Veränderungen, die England während der letzten dreißig Jahre umgestaltet haben. Es ist schwer, beinahe unmöglich zu bestimmen, inwiefern sie auf den Charakter der Nation eingewirkt haben. In die Augen springend sind: Abnahme des konventionellen Kirchenglaubens, freimütige Kritik veralteter Moralprinzipien, infolgedessen Zunahme des Materialismus und anarchische Gelüste. Ist dabei nicht auch zu befürchten, daß sich unsre dünnelhafte Selbstgerechtigkeit in das noch viel häßlichere Laster der Heuchelei umwandeln werde? Sollte es jemals so weit kommen, daß die Engländer den Glauben an sich selbst, das heißt nicht nur an die Stärke ihrer Vortrefflichkeit, sondern auch an den Wert ihres Beispiels für andre Nationen verlieren, so würde eine so entsetzliche Korruption über das englische Volk hereinbrechen, wie sie noch nie in der Geschichte vorgekommen ist. Niemand, der in England geboren und erzogen worden ist, hegt den geringsten Zweifel, daß die hohen, wenn auch nicht die höchsten ethischen Ideale der Vorzeit noch jetzt aufrichtige Verehrung genießen; ebenso wenig wird jemand in Abrede stellen, daß die Leute „die Besten“ unter uns genannt werden, die, unbeeinflusst durch den modernen Zeitgeist, im wahren Sinne ein ehrenhaftes, verständiges und gottgefälliges Leben führen, seien sie nun Männer oder Frauen, vornehmer oder geringer Abkunft. Solche vortreffliche Menschen bilden bekanntlich nie und nirgends die Mehrzahl; aber sie übten in frühern Zeiten einen mächtigen Einfluß aus und waren die unbefrritten Repräsentanten der englischen Moralität. Dachten sie hoch von sich, die Umstände rechtfertigten sie. Klang ihre Rede zuweilen pharisäisch, so war das ein Fehler ihres Naturells, der nicht zu streng verurteilt werden darf. Heuchelei verabscheuten sie als die schlimmste Art niedriger Gesinnung. Auch ihre Nachkommen blieben dieselben. Ob deren Worte ebensoviel Geltung haben werden

wie die der Vorfahren, kann niemand mit Sicherheit vorhersagen. Bald aber wird man erfahren, ob ihr Ansehen ganz verschwunden ist, und ob die Leute, die von englischer Heuchelei sprechen, keinen Mißbrauch mehr mit diesem Worte treiben.

Man sagt, redlich und freisinnig denkende Engländer sind seltner als ehedem. Ich selbst kenne nur eine kleine Zahl, aber die wenigen geben mir die Gewißheit, daß in der Nähe und Ferne noch manche sind. Es sind das Geister von edler Art, unverzagt und großherzig, helle Köpfe mit kühnem Blick, Menschen mit Talenten begabt, die je nachdem zu ihrem Glück oder Unglück ausschlagen. Denk ich an sie, so taucht vor meiner Seele besonders einer auf, der Typus eines echten, kernigen Briten: unverdorben ist seine Lebensfrische und seine Moral, der Trieb zum Ehrenhaften und der Widerwille gegen alles Gemeine ist ihm angeboren; er duldet keinen Zweifel an dem, was er spricht; er verschenkt lieber, was er hat, als daß er für sich plebejisch sparsam ist; sparsam ist er nur mit unnützem Gerede; ein bis in den Tod getreuer Freund, zartfühlend und liebenswürdig gegen alle, die Ansprüche an sein Herz erheben; leidenschaftlich begeistert für alles, was ihm heilig ist, doch unter der Maske stoischer Ruhe. Er haßt Lärm und Gedränge und vermeidet den Pöbel. Er rühmt sich nicht seiner Taten, noch prahlt er mit dem, was er vorhat. Er hält sich fern, wo sich die Dummheit breit macht und niemand auf den Rat eines Verständigen hört; er geht geradeswegs an die Arbeit, die ihm zunächst liegt, schafft an dem Aufbau und der Festigung eines Werkes, wo andre am Zerstören ihre Freude haben. Immer setzt er seine Hoffnung auf die Zukunft und hält es für ein Verbrechen, an dem Vaterlande zu verzweifeln. Non, si male nunc, et olim sic erit. Kommen schlimme Zeiten über ihn, und überhäuft man ihn mit Schmähungen, so erinnert er sich an den Engländer alten Schlags, der trotz alles Mißgeschicks den Kopf hoch behielt, und er wird es gleich ihm, wenn es nottut, als seine Pflicht ansehen, unentwegt standzuhalten und auszuhalten.

Bei einer Nation von der Gemütsart der englischen begegnet eine demokratische Bewegung besondern Schwierigkeiten. Der Engländer, durchaus aristokratisch in seinem Empfinden, hat von jeher die Superiorität des Adels sowohl in sozialer als auch in moralischer Beziehung anerkannt; der Mann von blauem Blut galt ihm als die Verkörperung aller Fähigkeiten und Tugenden, die nach seinen Begriffen zu einem ideal menschenwürdigen Dasein notwendig sind. Außerdem ist sehr charakteristisch für England das aus alter Zeit stammende, herzliche Verhältnis zwischen Adel und Volk: auf der einen Seite freiwillige und freudige Ehreubietung, auf der andern ritterlicher Schutz; beide Stände hielten im Kampf um Selbständigkeit und Freiheit zusammen. Wie groß auch die Opfer für die Erhaltung der Macht und des Glanzes der Aristokratie waren, sie wurden willig gebracht. Die Hingebung vereinigte sich innig mit den religiösen Anschauungen und der angeborenen Pietät. In der Tiefe der einfältigsten

Seele war das Verständnis für die ethische Bedeutung der Anhänglichkeit zur adligen Herrschaft vorhanden. Der Lord war ein durch Geburt bevorzugtes Wesen, durchdrungen von dem Willen zu allem Guten und ausgestattet mit den Mitteln, das Gute ins Werk zu setzen. Ein armer Adliger war ein Widerspruch in sich selbst; gab es einen solchen, so sprach man von ihm mit trübseeligem Mitleid; er galt als das Opfer einer Schicksalslaune. Der richtige Lord war „Honourable“, „Right Honourable“; was er tat und sprach, wurde zum Ehrenkodex, und nach diesem richtete die Nation ihr Leben ein.

In der Neuen Welt, jenseits des Ozeans, wuchs eine neue Rasse, ein Sprößling von England, heran, der sein Dasein ohne Rücksicht auf die alten Prinzipien einer ererbten Herrenwürde umgestaltete; im Verlauf der Zeit fing die triumphierende Republik an, die Götzenbilder des Mutterlandes abzuschütteln. Ihre Zivilisation ist daher trotz des äußern Anscheins durchaus keine englische, vielleicht eine höhere, wie manche meinen; jedenfalls waren in ihr die natürlichen Tendenzen englischen Geistes noch lebendig, als sie sich von der alten Kultur loslöste. Leicht begreiflich erscheint es, daß manche den Einfluß der mächtigen Republik auf unser Land als ein Übel betrachten. War und ist er nicht von Übel, der tatsächliche Beweis dafür fehlt noch. In Alt-England ist Demokratie ein ganz fremdartiges Ding, so entgegengesetzt aller Tradition und dem angeborenem Gemeingefühl, daß sie bei zunehmender Verbreitung zum Ruin führen mußte. Schon vor dem Wort schauern wir zurück; es bedeutet für uns Abfall vom Glauben an uns als Nation, es erheischt von uns Verlassen der Fahne, unter der wir Ruhm und Ehre erkämpft haben. Der demokratisierte Engländer hat natürlich einen schlimmen Stand: er hat das Ideal verloren, das bisher seine urwüchsigen, zügellosen und übermütigen Begierden beherrschte; er hat an die Stelle des zu edeln Tun gebornen Right Honourable den Plebs ohne weiteres gesetzt, der von Geburt an zu allen möglichen Gemeinheiten aufgelegt ist und sich trotz seines prahlerischen Selbstvertrauens von Angst und Furcht hin und her treiben läßt.

Die Aufgabe, vor die wir gestellt sind, ist wahrlich keine leichte. Können wir nach der Vertilgung der Aristokratie den Geist bewahren, dessen Repräsentant sie gewesen? Können wir Engländer, die wir von jeher unsern Nacken unter die gegebenen Verhältnisse gebeugt haben, uns plötzlich von der ursprünglichen Gemeinschaft losreißen und doch zugleich ihren innern Wert für unser geistiges Leben wirksam erhalten? Werden wir mit denselben Augen, die aufgehört haben, mit Ehrfurcht zu den abgenutzten Vorbildern emporzublicken, imstande sein, eine Auswahl unter der tausendköpfigen, kitteltragenden Menge zu treffen, und werden wir dann dem Erkornten noch größere Hochachtung deswegen erweisen, „weil er sein Adelspatent direkt vom Allmächtigen bekommen hat“? Auf dieser unwahrscheinlichen Möglichkeit beruht die Zukunft von England. In vergangnen Zeiten hegte der Bürger von echtem Schrot und Korn fast denselben Abscheu vor dem Gemeinen wie wir, die echten Gentlemen; jedenfalls bildete

er sich ein, mit denen wetteifern zu können, die nichts von unsaubern Geschäften, nichts von einer Gemeinschaft mit dem Böbel wissen wollten. Allein der Bürger von heutzutage fängt an zu degenerieren: er hat sich andre Vorbilder gewählt, und seine Ausdrucksweise ist derb und ordinär geworden. In engem Verband mit ihm werden wir von nun an uns sicherlich immer befinden, und seine Anschauungen müssen wir beachten, wollen wir die Strömung und die Stimmung der Zeit verstehen. Findet er nicht mehr in einem lebenden Wesen von höhern Rang eine Stütze für seine beschränkte Seele, das seiner einfältigen Persönlichkeit großmütig einige Bedeutung verleiht, dann wahrlich — videant consules!



Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Granz

3



Es ist Mondnacht. Ich stehe neben der Rosmühle im Süden der Stadt. Das Tal ist mit Schatten und mit einem milden Schimmer angefüllt. Auf der gegenüberliegenden Uferhöhe glänzen reife Felder. Ein feiner Glanz umschleiert vor mir die hundert Dächer und Turmspitzen. Darunter aber rücken die nachtdunkeln Massen enger zusammen. Wäusche wölben sich voller aus Mauerlücken. Rote Lichtpünktchen leuchten aus steilen Giebeln. Durch zarte, verhauchende Wölkchen blicken Sterne. Fernes Gemäuer verschwimmt ins Wesenlose, wunderbar und fabelhaft. —

Nicht in seinen schönen Einzelheiten liegt Rothenburgs größter Reiz. Er liegt in seiner Einheit und in deren Bund mit der Landschaft. Alle mauerumschlossenen Städte sind solche Einheiten und zeichnen sich dadurch, noch ganz an die Merianschen Stadtbilder erinnernd, in künstlerischem und landschaftlichem Sinne vor ihren hastig gewachsenen, verflachenden neuzeitlichen Schwestern aus, von denen sie wirtschaftlich längst überholt wurden. Wo sich beides vereinigt wie in Nürnberg, entsteht eine Zwiespältigkeit des Eindrucks, die dem Genuße, so stark er ist, seine Reinheit nimmt.

Rothenburg, das kleine Reichstädtchen, ist als Einheit der großen Reichsstadt überlegen. Es ist sich treu geblieben, ohne deshalb erstarrt zu sein. Das ist ein glückliches Geschenk seiner Lage. Abseits von den großen Straßen der Zeit und doch mitten im süddeutschen Lande gelegen, springt es auf seiner Hochebene halbinselhaft gegen das tiefe Taubertal vor, das, wie es in Kriegzeiten der beste Schutz war, heute eine Ausdehnung nach dieser Seite hin wehrt und so das mittelalterliche Bild zum Feststehen zwingt. Auf der andern, der „Landsseite“ bleibt Raum genug für neues Wachstum.

Wären Plateau und Mauerrand in gerader Linie abgetrennt, so würde der Blick vom Tale schon schön genug sein. Die Tauber fließt aber hier in einer Schleife, in die das Plateau jenen Vorsprung sendet, der früher die Burg der Rothenburger Grafen, dann eine Hohenstaufenburg trug und nun ganz